



Mönch!
Die ganze Welt
hat Gott dir anvertraut,
daß du hingeopfert werdest
und dich selbst hinopferst
für die ganze Welt
und seiest wie Gott,
der gestorben
und auferstanden ist
für die ganze Welt,
daß sie dir gehöre
und du sie darbringen kannst
und selbst dargebracht werdest
mit der ganzen Welt
zu Gott.

Stirb mit dem, der lebt,
daß du auferstehst
mit dem, der gestorben ist,
und lebst mit dem,
der auferstanden ist.

Je mehr Du mit Gott allein sein
kannst, um so mehr bist du für alle da.

Du bist für alle da,
die starben,
bevor du geboren wardst.
Du bist für alle da,
die unterwegs sind
mit dir in der Welt.
Du bist für alle da,
die leben werden,
wenn du gestorben bist.

Mancher geht neben dir,
der ganz anders ist als du
und dir zu nichts nütze scheint,
und dennoch bist du ihm anvertraut
und er dir,
daß ihr einander findet
und einer dem andern geschenkt werde,
jeder dem andern zum Heil.

Mönch, österlicher Mensch

Gedenke deines Auftrags,
gedenke deines Weges!
Das Größte hat Christus nicht etwa getan,
sondern gelitten.
Christus hat die Welt gerettet,
indem er aus der Welt zum Vater gegangen ist.
Wenn du ihn liebst,
mußt du sein wie er.
Das ist dein Auftrag
– fürchte dich nicht! –,
zu sterben und aufzuerstehen mit Christus.
Das ist dein Weg,
der österliche,
aus der Welt zum Vater zu gehen.
Das ist dein Anteil
– freue dich –
an der Rettung der Welt.

RAPHAEL ROMBACH

Humanität

Das Werden der einen Menschheit: Neue Entscheidungssituation in der Entwicklung des Menschen – Weltweite Abhängigkeit – Auch für die Menschheit gelten Lebensgesetze eines Organismus – Selbsterhaltung, Selbstwiedergabe, Selbstregulation – Qualitativer Sprung zu einer höheren Lebensform – Vom Einzelmenschen zur Menschheit – Erfolgreiche Zusammenarbeit im Weltraum, tastendes Friedensbemühen auf Erden – Christliche Liebe und Menschheitsidee – Nietzsches Vorahnung einer Fernstenliebe – Der Unterschied zum Termitenstaat – Identität der Menschheit und kosmischer Christus – Glaube und Hoffnung auf das scheinbar Unmögliche. *Karl Ledergerber, Göttingen*

Zivilisation

Der «Zweite Bericht» des Club of Rome (II): *Ergebnisse* (1. Teil): *Wohlstandsgraben zwischen Nord und Süd:* Professor Tinbergens Vorschlag zur Steigerung der Investitionshilfe – Ergebnisse in Tabellenform: rasche Hilfe ist ungleich billiger als verzögerte – Zugegebene Fragwürdigkeiten – *Bevölkerungsexplosion:* Bevölkerungskontrolle trotz geringer Effizienz nicht belanglos – Das Wie der Kontrolle ist eine Frage der Motivierung der Betroffenen – Die Tragödie von 500 Mio Menschen verhindern – *Wettbewerb um begrenzte Rohstoffe:* Explosive Situation aufgrund ungleicher Verteilung – Erdöl als Beispiel eines solchen Konfliktes – Einsatz fast aller Ebenen des Computerprogramms – Unerwartetes Ergebnis für den optimalen Ölpreis. *Paul Erbrich, Feldkirch*

Ordensreform

Wozu tagte das Jesuitenparlament?: Die leidige Sache mit den Schlagzeilen – Mit Insiderjargon korrigiert man keine Clichévorstellungen – Die 32. Generalkongregation als Reformkapitel – Jahrhundertalter demokratischer Vorgang – Selbsterfahrung und Konsensbildung – Worum wurde gerungen? – Gleichstellung in den Gelübden von der Basis im Sinne des Konzils gefordert – Paul VI. versteht sich als Garant der Grundverfassung – Pflichtenkollision – Neuorientierung des Apostolats – Engagement für die Gerechtigkeit wird zur grundlegenden Option – Es wurde nichts zurückgenommen. *Ludwig Kaufmann*

Anglikaner

Evangelikaler Hierarch in Canterbury: Die Inthronisation mit katholischer Repräsentanz – Symbolische Anerkennung der Sukzession? – Dr. Donald Coggan, der hundertste Nachfolger des hl. Augustin – Was für ein Mann steckt unter der Mitra? – Ein Evangelikaler, der den Begriff «Low Church» ablehnt – Moralist mit weltweiten Perspektiven. *Peter Hebblethwaite, Oxford*

DAS WERDEN DER EINEN MENSCHHEIT

Ein Kennzeichen unserer Zeit ist das undurchschaubare Mit-, Neben-, Gegen- und Durcheinander von zahllosen verschiedenen Strebungen, von zutiefst Erschreckendem bis zum Bewundernswürdigen, von grausamster Menschenschändung bis zu triumphalen Leistungen nie erreichter Perfektion. Es ist eine verwirrende, beängstigende Zeit, wenn man alle diese Dinge einzeln ansieht als Schöpfungen oder Ausgeburten von einzelnen oder von kleinen Gruppen von Menschen. Das Beängstigende kommt vor allem daher, daß wir etwas Neues noch mit alten Augen betrachten, globale Tatsachen aus lokalem Blickwinkel. Aber gerade diese Betrachtung reicht heute nicht mehr aus.

Es geht heute nicht mehr einfach um den Menschen (obschon das nicht so einfach ist), sondern um die Menschheit, besser um den Sprung vom Menschen zur *Menschheit* – was natürlich rückwirkend wieder von ungeheurer Bedeutung für den einfachen Menschen ist. Einen biologischen Sprung – und das ist gemeint – nennt man auch eine Mutation im Verlauf der Evolution.

Zwar spricht man seit langem von der Menschheit als einem Sammelbegriff für alle Erdenbürger zusammen, oft hört man das Wort auch in einem durchaus neuen Sinn, aber noch nie bot sich die Gelegenheit, das Besondere daran so bewußt zu erfahren wie heute. Von dieser Art Menschheit sei im folgenden die Rede.

So wie man lange fälschlicherweise angenommen hat, daß in der Welt der Mineralien und anderer organischer Stoffe gleichsam über Nacht das Leben auf der Erde auftrat, so ist man vielleicht geneigt anzunehmen, eines schönen Tags werden sich die vielen Menschen zu einer Menschheit gefunden haben. Aber so schnell geht das nicht. Lange bevor es eigentliches Leben auf Erden gab, hatten sich riesige Vorräte an organischen Verbindungen angesammelt. Und jeder Entwicklungsprozeß von einer alten zu einer neuen Art im Tierreich vollzog sich in unendlich langen Übergangsstadien, bis die entscheidende Mutation aufsprang. Im übrigen ist alles Neue im Übergang des Wandels nur schwer wahrnehmbar. So ähnlich kann man heute von den Vorstufen der Menschheit reden und gleichzeitig wissen, daß es die *eine* Menschheit doch noch nicht vollends gibt. Aber bedrängend vielfältig wie einst das chaotische Durcheinander der organischen Stoffe auf dem Meeresgrund ist das gegenwärtige Chaos von ungeordneten Zuständen, die auf ein unerläßliches menschheitliches Leben hinweisen.

Man kann also durchaus sagen, die Evolution der Menschheit sei gegenwärtig in einer schweren Krise, d. h. einer Entscheidungssituation. Diese Krise ist nicht vorwiegend deshalb so schwer, weil es soviel Ungerechtigkeit in der Welt gibt, soviel gab es vermutlich immer. Jedoch *sieht* man das Unrecht und die Not heute ganz anders. Man sieht alles in der Welt auf einmal, man ist nicht mehr unbeteiligt, kann es nicht mehr sein. Man sieht und spürt die Fäden, die alles mit allem, alle Menschen untereinander verbinden. Wenn zum Beispiel die Ölscheiche in Nahen Osten die Förderhahnen drosseln, sehen sich europäische Regierungen binnen kurzem gezwungen, autofreie Sonntage einzuführen, Autofabriken in USA, Kanada, Europa und Japan müssen ihre Produktion verringern, ein amerikanischer Arbeiter bei Ford muß sich einen neuen Job suchen und Bergbauern im Emmental finden plötzlich wieder eifrige Käufer für ihr Brennholz. Erst durch solche Erfahrungen entsteht, vorerst im praktischen Bewußtsein, allmählich die Erkenntnis einer unermesslichen weltweiten Abhängigkeit und Unordnung, die nach einem Ende schreit, während man früher nur die lokale Unordnung wahrnahm.

Aber wie ist nun diese Menschheit zu verstehen? In einem umfassend biologischen Sinn. Sie ist ein Lebendiges, ein Wesen vergleichbar einem Menschen, insofern dieser eine in sich geschlossene Daseinseinheit ist, nur von größerer Komplexität und höherer Organisation und deren Bestandteile oder Elemente die einzelnen Menschen sind. Da wie dort macht die organische Einheit das Lebewesen aus; nicht die äußere Erscheinungsweise, ob das Wesen für unser Auge eine kontinuierliche Ausdehnung hat oder nicht (mikroskopisch gesehen ist unser Körper auch kein «fester» Gegenstand). Heute drängen und dringen wir alle, bewußt oder unbewußt, unablässig nach einer solchen globalen Lebenseinheit, d. h. nach dem Wesen Menschheit. Wir bangen darum, wenn wir Zeitung lesen, Radio hören, fernsehen. Wir spüren sogar, daß wir von den Um- und Zuständen in der Welt geradezu gezwungen werden zur Einheit einer in sich geordneten Menschheit. Wir wissen auch und befürchten: wenn wir nicht alles tun, um dazu zu gelangen, droht uns eine Riesenkatastrophe – und gleichzeitig hoffen wir alle im stillen – auch wenn viele daran fast verzweifeln – daß wir die Katastrophe, die ganz große endgültige wenigstens, umgehen können.

Die eine Menschheit in umfassend biologischer Sicht

Wie aber können wir dies? Indem wir den Gesetzen Rechnung tragen, nach denen sich das Lebendige auf allen Stufen verwirklicht. Für das Leben der Menschheit gelten nämlich ähnliche Strukturen wie für das primitive organische Leben. Schon in den einfachsten Formen zeigt sich, worauf es ankommt: daß eine Vielheit von Elementen, Atomen, Molekülen, Zellen usw. auf ein gemeinsames einiges Ziel in Bau und Funktion ausgerichtet ist. Nur so sind die drei Bedingungen für das Leben erfüllbar: *Selbsterhaltung, Selbstwiedergabe, Selbstregulation*. Das bedeutet nichts anderes als daß alle Teile oder Organe der Menschheit, vorab als Aufbauelemente deren lebendige Zellen, das sind die Einzelmenschen, im Rahmen und im Verband eines Ganzen existieren können. Für diese Zellen heißt das, nicht für sich allein leben, nebeneinander ohne Beziehungen zueinander, eine auf Kosten von andern, sondern von einem gemeinsamen Geist bestellt und reguliert. Der Bananenesser in der Schweiz zum Beispiel sollte darum bekümmert sein, ob der Pflücker dieser Bananen in Südamerika seinen Lebensbedarf hat. Wenn einst, als es noch um den Einzelmenschen ging, die Bildung der Persönlichkeit in allen menschlichen Fähigkeiten als Ideal aufgestellt wurde – nicht ohne relative Berechtigung damals –, so muß nun, im Blick auf das menschheitliche Leben, nicht nur der einzelne für sich dies und das lernen, sondern die Menschheit als Ganzes, d. h. sie muß sich als Einheit im Erkennen, Fühlen, Wollen und Tun wissen und bestätigen. Nur die Zusammenschau aller Bedürfnisse, die gemeinsame Berücksichtigung der Erkenntnisse kann der Krise ein Ende setzen und der Menschheit Gesundheit schaffen. Man ist vielleicht versucht, diese Betonung der Einheit als längst gewohnte, letztlich poetische Phrasen anzusehen, oder als eine der zahllosen vergeblichen Utopien verschiedenster Gattung. Doch gerade da irrt man sich. Es geht um etwas Neues, das über die alten moralischen Ermahnungen, über den herkömmlichen Patriotismus, aber auch über abstrakte Utopien usw. hinausgeht oder besser, das eine radikale Wendung des Denkens erfordert. Diese Forderung stellt nicht das Gehirn eines Theoretikers, sondern die historischen Gegebenheiten selbst. Dieses neue Denken ist jedoch gar nicht so selbstverständlich. Denn trotz dem erwählten Hunger nach einer neuen Welt ist dicht daneben heute noch ein ausgesprochener Teilchenegoismus am Werk. In den meisten Lebensbereichen, am sichtbarsten vielleicht in der Wirtschaft, rafft und schafft doch jeder einzelne oder jeder Betrieb, jede Branche mit einer geradezu wilden Besessenheit

für sich, sein Wachstum, auch sein Bestehen, seine Bereicherung. Ein sinnloser Wettbewerb, der an jedem Ort nur seinen Nutzen sieht und anstrebt, vermehrt wissentlich oder unwissentlich das Durcheinander und Gegeneinander der Kräfte, die der Menschheit als ganzer (und damit den einzelnen) dienen sollten. Darum kann man nicht genug die Wichtigkeit betonen, die dem Sprung von den vielen Einzelmenschen zur einen Menschheit zukommt.

Wie aber kommt es zu diesem notwendigen Sprung? Nehmen wir den Satz beim Wort – wenn ein solcher Sprung notwendig ist und bewußt vollzogen wird. Wenn Not und Chaos so groß sind, bis in einzelnen, in vielen, in immer mehr einzelnen plötzlich oder allmählich die Intuition auftaucht, daß nur eine neue, bisher nicht dagewesene Einmütigkeit Hilfe schaffen kann. Wie das genau vor sich geht, ist kaum auszumachen, so wie auch auf den unteren Lebensstufen nicht genau feststellbar ist, wie es zum qualitativen Sprung von einer niederen zu einer höheren Lebensform kommt. Es dürfte vergleichbar sein mit der atomaren Unruhe, die eine Hitze erzeugt, die wiederum einen Stoff von einem Aggregatzustand zum andern bringt. Die Unruhe, die Verdichtung und Erhitzung auf der Erde ist heute nicht zu übersehen. Je komplizierter das Leben, um so mehr ist die Evolution ein Tasten und Suchen, ein Auslesen von Möglichkeiten und Fähigkeiten, bis sich dominante Einheitsprinzipien herausgebildet haben. Im Bereich des Menschlichen wird sich eine Einheit aufdrängen, die sich im Erkennen, Wollen und Fühlen kundgibt.

Tendenzen, Wahrscheinlichkeiten und Versuche

Noch wissen wir im Detail nicht, wie sich die eine Menschheit konstituiert, wir erkennen nur Tendenzen, Wahrscheinlichkeiten. Wichtig ist, uns klar zu werden, daß es möglich sein muß. Versuche dazu gab es in der Geschichte der Menschheit immer wieder. Betrachten wir die Weltraum- und Mondfahrten als aktuelles Modell in diesem Sinn. Das Eigentümliche dieser Fahrten ist nicht mehr die Leistung von einzelnen Menschen, sondern vergleichsweise einer *menschheitlichen* Gemeinschaft. Was mit dem technischen Wort Teamarbeit bezeichnet wird, hat einen exemplarischen Wert. Die erste Mondfahrt war das Werk einiger tausend Menschen, die einem gemeinsamen Ziel dienten; sie könnte damit Symbol der kommenden *einen* Menschheit sein. Natürlich war das Mondabenteuer im Vergleich zum Abenteuer der zu einigenden Menschheit ein leichtes Stück. Es ist in der Tat unvergleichlich leichter, auf den Mond zu fliegen, als in Vietnam oder in Arabien und Israel Frieden zu schaffen. Es war auch leichter, Amerika zu entdecken als Frieden zu stiften zwischen den europäischen Nationalstaaten oder ohne Glaubenspaltung die Kirche zu erneuern. Aber was machte letztlich die Mondfahrt möglich? Erstens die einmütige Erkenntnis eines gemeinsamen Ziels und zweitens die absolut zielgerechte und zweckdienliche (dienende) Zusammenarbeit von Tausenden von Menschen. Unzählige Überlegungen aus den verschiedensten Sachgebieten und Gesichtspunkten waren dazu nötig, und alle Detailziele mußten in Beziehung und mit Berücksichtigung aller Wechselwirkungen verglichen und angestrebt werden; keine Sonderinteressen durften im Vordergrund stehen, wenn das Unternehmen gelingen sollte. Daß dieses tatsächlich gelungen ist, ist diesem zielstrebigem Gemeinschaftswillen zu verdanken, der in langen Vorbereitungen schon wirksam sein mußte und der sich aus einem ersten Traumentwurf verdichtet hatte.

Christliche Liebe und die Idee der einen Menschheit

So ist auch die Idee der Menschheit nicht von heute, noch von gestern. Auch sie war zuerst Wunschtraum, ferner Mythos, mehr als konkrete Vorstellung. Unmöglich, hier deren Geschichte nachzuzeichnen. Vielfältig waren die Ansätze dazu, zum Beispiel in geistigen Strebungen und machtmäßigen

Zwangsversuchen in den zahllosen Weltreichen, in denen sich anscheinend nur Herrschersüchte ablösten. Neben einigen Stamm und Volk übersteigenden übernationalen Religionen hat das Christentum den stärksten universalen Anspruch erhoben. Kirche ist nichts anderes als ein Werkzeug der menschheitlichen Einigung; sie sollte es sein. Aber bisher blieb es da eher bei einer sakral eingeeengten Gruppe des Menschengeschlechts in Form konfessioneller Zugehörigkeit. Die konkreten Möglichkeiten einer praktischen Verwirklichung sind erst in neuerer Zeit mehr und mehr aufgetaucht. Einige Propheten des neuen Lebewesens Menschheit als kommende Stufe der Universalrevolution haben die Perspektiven gezogen, so etwa Teilhard de Chardin. Heute erwacht das Bewußtsein an vielen Orten gleichzeitig, sowohl als Sehnsucht wie als bereits feststellbar wirkender Geist. Vieles, was einmal unvorstellbar war, ist heute schon Tatsache. Wenn z. B. Peru oder Pakistan von einem Erdbeben heimgesucht werden, sind in wenigen Tagen Millionenspenden und helfende Menschen aus allen Ländern der Welt unmittelbar und ohne Zwang bereit zur Aktion der Linderung der fernen Not. Und es sind auch die Verkehrsmittel und -wege zur Ausführung der Hilfsaktionen zur Verfügung. Daß wir grundsätzlich alles, was Menschen irgendwo auf der Erde geschieht, im nächsten Augenblick erfahren können, ist bereits eine Selbstverständlichkeit. Recht bedacht erinnert das alles verblüffend an die Wirkweise, wie im Organismus eines Einzelmenschen die Nerven den ganzen Körper im Nu informieren, wie eine Hand sich sofort um ein verletztes Bein bemüht und das Blut von einem Organ helfend an die verwundete Stelle im andern fließt usw. Die Liebe zum eigenen Leben im einzelnen hier entspricht der neuen kollektiven Liebe zur Menschheit dort. Es ist dies die Kraft einer universellen, den ganzen Kosmos durchwirkenden Liebe, die vorerst in Vorformen die Evolution vorantreibt und erst in der Welt des Menschen zu ihrer vollen Gestalt wird. Auch diese Entfaltung und Verfeinerung, diese ständig wachsende Komplexität der universellen Liebe müßte man historisch darstellen. Es sei nur darauf hingewiesen, wie im Christentum die wesentliche und neuartige Bedeutung der Liebe zusammenfällt mit der Aufknospung der Idee von der einen Menschheit. Aber diese Konzeption der Liebe blieb bisher in der Kirche in einem sakralen Separatbereich stecken (vgl. die theologische Trennung von Natur und Übernatur in der Liebe), genau wie die Idee der einen Menschheit. In unserem Jahrhundert ist die Liebe als universelle Idee in eine neue Metamorphose von größter Bedeutung getreten. In Nietzsches paradoxer Forderung: statt Nächstenliebe Fernstenliebe, ist dies prophetisch vorgeahnt. Vom christlichen Glauben initiiert, wächst diese neue Konzeption der Liebe bisher außerhalb der Kirche. In der konventionellen Form, wo sich kirchliches und bürgerliches Verhalten weithin treffen, hat es die Liebe, in den Begriffskäfig Agape gesperrt, vorerst mit einem dem Alltag fremden Gott zu tun, und Gottesliebe ist deshalb in ihrer Übernatürlichkeit streng zu unterscheiden von der bloß natürlichen Liebe zu den Geschöpfen. Dann gibt es noch zusätzlich die Nächstenliebe, die eigentlich auch etwas vom normalen Leben Getrenntes ist, ihm sogar widerspricht und eine kirchliche Mehrleistung in Form von Almosen bedeutet. Daß sie aber eine Sache der naturgegebenen zwischenmenschlichen Beziehungen wäre, muß erst langsam bewußt werden.

Nicht blinder Instinkt, sondern kollektive Liebe

Die universelle Liebe als erwachendes Selbstbewußtsein der kommenden Menschheit ist konkret noch nicht in den Blick gefaßt worden, sie bleibt in der Vorstellung etwas vielleicht Poetisches, aber Unreales. Gewiß hat Schillers idealistisches «Seid umschlungen Millionen ...» ein lyrisch Unwirkliches an sich, aber es zielt auf etwas sehr Wichtiges. Die universelle Liebe hat nur dann einen praktischen Existenzgrund, wenn eben die Menschheit nicht nur ein allegorisches Bild, sondern

eine sehr reale Wirklichkeit, eine Lebenseinheit ist, die sich aus uns allen Menschen wie Zellen und Organen zusammensetzt. Wenn ein Termitenstaat ein eigentliches Großtier ist, ist die Menschheit ein Großmensch. Der Vergleich bedeutet nicht, daß der Termitenstaat ein brauchbares Modell für den Organismus Menschheit wäre. Er ist vielmehr evolutionsmäßig eine Sackgasse, weil er das Stadium des Tierischen ausweglos verfestigt und jede Weiterentwicklung ausschließt. Von Bedeutung jedoch ist die Tatsache, daß hier in der Evolution der Versuch zu einem Großorganismus unternommen wurde, und nur hinsichtlich dieser organismischen Struktur sind Großtier und Großmensch vergleichbar. Gewisse Zwangsstaaten der neueren Zeit scheinen sich jedoch das Modell des Termitenstaates wie eine Kurzschlußlösung vorgenommen zu haben, auch sie sind deshalb sozialpolitische Sackgassen. Während die Kleintiere im Großtier vom Instinktzwang gesteuert ihre Teilfunktionen ausüben, sollen die Menschen vielmehr freiwillig, soweit sie es vermögen, als bewußte, von der Liebe bewegte Glieder des Großmenschen handeln; der Motor dazu ist eben nicht ein blinder Instinkt, sondern die universelle – oder nennen wir sie konkreter die kollektive – Liebe. Wie die Erkenntnis so wird auch die Liebe vom Individuellen zum Kollektiven erweitert.

Und an dem stößt sich noch die Mehrzahl der Menschen. Gerade dies hält man für unmöglich. Man hat mit Recht in der neueren Zeit Liebe als personalen Wert herausgestellt. Aber es wäre falsch zu meinen, diese Unterscheidung müsse sich gegen eine andere Form von Liebe richten; sie richtet sich in Wirklichkeit gegen eine voreilige Begrenzung der Liebe. Personale Liebe darf – und das ist heute eine Gefahr – sich nicht als Abwehr gegen eine universelle Liebe verstehen, denn sonst sperrt sie sich verhängnisvoll gegen eine notwendige Entwicklung. Wenn wir die Menschheit als Großmensch ernst nehmen und somit auch personal verstehen, so kann auch die kollektive Liebe personalen Charakter haben, eine Du-Beziehung sein, allerdings in verwandelter Gestalt. Wir können diese neue Form erst ahnen, weil wir kaum Erfahrung darin haben. Die erotische Liebe ist nur ein Fall, und sogar ein Sonderfall, weil da noch andere Faktoren mitspielen.

Vorerst noch wichtiger ist die wirtschaftliche und gesellschaftliche Seite. Kann man ein Kollektiv lieben, kann man den Staat lieben? Eine gewisse Form von Patriotismus ist heute mit Recht verdächtig geworden, obwohl der Patriotismus einst legitime Vorform der Menschheitsliebe war. Heute ist er dank seiner Perversion zur sentimentalischen Staatsvergötzung suspekt geworden. Die sozialen Revolutionen waren und sind ein gewaltsamer Versuch, die Kollektivverpflichtung zu erzwingen. Der Erfolg ist bisher noch nicht überragend, das ist auch nicht verwunderlich, so lange das Kollektiv ein staatliches Machtgebilde, eine Maschinerie und nicht eine Menschengesellschaft, ein Lebewesen Menschheit ist, dem die Einzelmenschen, und das ist das zweite, nur kraft einer entsprechenden menschheitlichen und insofern neuartigen Liebe angehören. Die Kommunisten und die Kapitalisten denken in den alten Hirnbahnen, sofern sie nur den Egoismus oder den Zwang als Motive des Handelns als real anerkennen. Der Egoismus des Privatbesitzes zum Beispiel ist von der allein ordnenden Kraft des Eigentums für das wirtschaftliche Leben einer Gemeinschaft überzeugt. Wenn aber die Menschheit etwas wirklich personal Lebendiges ist, dann gibt es eben auch echte Liebesbeziehung zu ihr; dann kann man an dem mit dem blassen Wort Gemeinwohl Bezeichneten liebevoll handeln, denn der veraltete Begriff Gemeinwohl ist ja keine abstrakte seelenlose Sache mehr, sondern das Wohl einer «Person», die man liebt. Jedes Tun in Wissenschaft, Wirtschaft, Technik bezieht sich darum nicht nur auf den Nutzen, den der Tuende dabei herausholt, daß er seinen Lebensunterhalt verdient, Vermögen macht usw., sondern auf das Wohl des Großmenschen, dessen Zelle und Organ er ist. Und er liebt darin auch seinesgleichen auf

eine neue Art, nämlich über den Großmensch und durch ihn hindurch. So wird in der Tat Nächstenliebe zur Fernstenliebe und Fernstenliebe zur Nächstenliebe. Personale, universelle und kollektive Liebe konvergieren und fallen real zusammen, sind keine Utopien mehr. Wenn auch nicht als Idee voll bewußt, ist diese Liebe sporadisch immer wieder vollzogen worden, nicht nur in der kollektiven Gütergemeinschaft der ersten Christen, sondern in allen folgenden Jahrhunderten. Der der ganzen Menschheit gemeinsame Vatergott, der universelle göttliche Bruder Jesus waren Kristallisationszentren für das Wachstum der Menschheitsliebe, bevor die Menschheit äußerlich greifbare Form besaß. Erst die heutige Evolution legt dem Gläubigen die Union und wachsende Identität der Menschheit mit dem kosmischen Christus auf eine Weise nahe, die trotz der mystischen Tiefe dieses Einheitsbildes einer rationalen Begründung nicht entbehrt.

Wie also kann sich die gegenwärtige Krise der Erde zum Besseren wenden? Die übersteigerten Egoismen in allen Tätigkeitsbereichen, in Wirtschaftskonzentrationen, im rücksichtslosen Monopolkapitalismus, in einseitiger technischer Perfektion ohne Rücksichtnahme auf andere Bedürfnisse usw. müssen in ihrer Sinnlosigkeit durchschaut und ad absurdum geführt werden. Tätigkeiten und Handlungsweisen, die bisher als naiver oder weltfremder Idealismus im Geheimen oder öffentlich lächerlich gemacht wurden, müssen selbstverständlich werden. Nehmen wir nur einige Beispiele: Daß Fabriken für den Gewässerschutz, saubere Luft, Ruhe, gute Baugestaltung, Freizeitausbildung mit der gleichen Selbstverständlichkeit sorgen wie für den Reingewinn; daß nicht auf einem Sektor zuviel Waren produziert werden, während anderswo Mangel herrscht, daß die Werbung nicht für unnütze Waren immense Arbeitskräfte und Geldmittel aufwendet, die an bitternotwendigen Orten mangeln; daß man im Hinblick auf Wassermangel im Gesamten nicht für seinen Swimming-pool unsinnig Wasser verschwendet; daß man verzichtet aufs Autofahren, um die Autopest nicht zu vergrößern; daß man sich für eine Arbeit einsetzt, aus der man persönlich keinen Nutzen zieht usw. Alle solchen Akte der kollektiven Liebe fielen bisher, nach der üblichen Denkweise, nicht unter das Gebot der Nächstenliebe, sie waren, falls man sie nicht als Verrücktheit abtat, allerhöchstens Forderungen einer idealen abstrakten Pflicht. Nun werden sie von ähnlichem Charakter wie das, was wir einem geliebten einzelnen Menschen, mit dem wir eng verbunden sind, aus Liebe tun.

Glaube und Hoffnung auf das scheinbar Unmögliche

Die Abhängigkeit einer menschheitlichen Ordnung vom Motor einer neuen, noch kaum erkannten und noch nicht erlernten universellen und kollektiven Liebe, macht natürlich die Gestaltung der Zukunft unendlich schwierig. Bis nur das gemeinsame Ziel gefunden ist, braucht es eine Koordinierung der Erkenntnisse und des Gefühls, die von zahllosen Faktoren des menschlichen Daseins, von Charakter, Eigenwillen, Vernunft, Gefühl, Komplexen usw. abhängen. Erst wollen die Fragen beantwortet und deren Lösungen gemeinsam erarbeitet werden: was ist der Mensch, was die Menschheit; dann, was ist deren Ziel? Einzelne und Gruppen haben das zu erforschen, sich zu finden, sich zu besprechen, Übereinkommen zu treffen, Resultate zu registrieren, zu koordinieren, die praktischen Mittel zu suchen, um die bestmögliche Realisierung zu treffen. Da stellt sich zum Beispiel auch die praktische Frage nach einer leitenden Willenskundgabe bzw. autoritativen Machtausübung im Organismus Menschheit. Was ist von einer Weltregierung zu halten, bisher und künftig? Auch da muß man tastende Versuche samt Fehlschlägen zum vornherein akzeptieren und auf Zeit in Kauf nehmen. Wenn christliche Hoffnung etwas Reales sein soll, dann wäre sie gerade auch hier am Platz, wo sie, ihr durchaus angemessen, vor einer fast absurden weltpolitischen Situation steht und ihre schöpferischen Im-

pulse auslösen kann. Wir brauchen nicht schon zufrieden zu sein mit der Tätigkeit der UNO, aber jeder muß begrüßen, was sie zum Ziel hat und daß sie dem Wiener Kongreß und dem Völkerbund schon einiges voraushat und vielleicht von einer erfolgreicheren Tochter abgelöst wird.

Das Schwere an der Aufgabe ist wohl dies, daß nur durch einzelne von unten her konkrete Lösungen erarbeitet werden können, daß aber der Impuls dazu und die Koordination aus dem Geist einer Einheit geschehen muß, und dieses einmütige Denken kann nur die Wirkung der universellen Liebe, die wie ein Funke höheren Lebens Ausdruck der liebenden Vielen wird. Aber darum brauchen wir uns nicht im Detail zu bemühen, wir brauchen nur zu wissen, oder vorläufig noch zu hoffen, daß es so sein wird, und in dieser Hoffnung die prakti-

schen Anwendungen dieser erhofften Einheit, so weit wir sie erkennen, zu tätigen, in allen Bereichen, jeder auf seine Art. Der Verstand findet die einzelnen Lösungen, von denen die Liebe eine Ahnung hat oder intuitiv anvisiert.

Liebe macht erfinderisch. Sie weiß zum Beispiel auch – entgegen einer festgefahrenen Tradition – daß der Satz, es müsse immer Krieg geben, keine Notwendigkeit ist; oder daß es nicht stimmt, nur der Egoismus sei Antriebskraft des öffentlichen Handelns. Ohne das Wunder der unbegreiflichen Einheit und Zielstrebigkeit wird es keine volle Menschheit geben, die sich selbst erhält, fortsetzt und reguliert; aber wenn wir den Glauben und die Hoffnung auf das scheinbar Unmögliche nicht aufbringen, ist nur ein schreckliches Ende zu erwarten.

Karl Ledergerber, Gümliigen/Bern

WOHLSTANDSGRABEN — BEVÖLKERUNG — ROHSTOFFE

Ergebnisse aus dem zweiten Bericht des Club of Rome (1. Teil)

Das Cleveland-Hannover-Computerprogramm, das von *Mesarovic* und *Pestel* für den «Zweiten Bericht von Rom» entwickelt wurde, ist immer noch im Versuchsstadium. Es sind bisher (soweit ich sehe) nur spezielle Probleme unter speziellen Rück-sichten behandelt worden.

Der Wohlstandsgraben zwischen Nord und Süd

Professor Tinbergen (Wirtschaftsnobelpreis 1969) hat 1973 vorgeschlagen, die Investitionshilfe der Region A, d. h. Nord-amerikas (Region 1), Westeuropas (2), Japans (3) und des Restes der marktwirtschaftlich organisierten Industrieländer(4) so zu steigern, daß das Verhältnis des Bruttosozialprodukts (BSP) der Region A zu dem Lateinamerikas (Region 6) und Südasiens (Region 9) wesentlich verbessert werde, nämlich

von gegenwärtig 5 : 1 auf 3 : 1 für die Region 6, und von 20 : 1 auf 5 : 1 für die Region 9.

Wieviel Investitionshilfe muß geleistet werden, um das Ziel Tinbergens für das Jahr 2025 zu erreichen? Es werden drei Szenarios durchexerziert: kontinuierliche Hilfe von 1975 bis 2025, massiv gesteigerte Hilfe von 1975 bis 2000 (darauf selb-ständige Entwicklung der genannten Regionen) und verzögerte Hilfe erst ab 2000 bis 2025. Dazu werden eine Reihe von Voraussetzungen gemacht. Zum Beispiel: Inflation soll nicht stattfinden. Der Zinsendienst wird suspendiert. Von Rück-zahlung ist nicht die Rede. Vor allem aber soll die Fertilitäts-rate (Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im gebärfähigen Alter) in 35 Jahren (2010) auf das Gleichgewichtsniveau fallen, so daß daraufhin in wenigen Jahrzehnten der Geburtenüber-schuß verschwindet und die Bevölkerung stationär und stabil

Tabelle 1

Dauer der Entwicklungshilfe (= EH)	Gesamtvolu-men der EH über die ge-nannte Zeit hinweg (in Mia \$)	Höhe der EH im letzten Jahr (in Mia \$)	Wachstum pro Jahr des BSP in der Region 6 (in %)	In der Region 9 (während der Laufzeit des Hilfspro-gramms) (in %)	EH pro Kopf der Region A im letzten Jahr des Hilfspro-gramms (in \$)	In % des Jahresein-kommens pro Kopf	Pro-Kopf-Einkommen der Region A im Jahre 2025 (in \$)	Dasselbe für die Region 6 (in \$)	Dasselbe für die Region 9 (in \$)
1975-2025	7 200	510	6,2	7,7	480	4,5	10 500	3750	2100
1975-2000	2 500	240	8,2	10,6	240	4,9	11 000	3750	2000
2000-2025	10 700	1050	6,9	9,0	990	10,4	9 500	3750	1900

Das Gesamteinkommen der drei Regionen A (= USA, Kanada, Westeuropa, Japan, Australien, Südafrika), 6 (= Südamerika), 9 (= Indien) be-trägt im Jahre 1975: 2275 Mia \$; im Jahre 2025 gegen 20 000 Mia \$

Alle Dollarangaben in konstanten Dollars (1963er-Dollars).

wird. Einige der Ergebnisse sind aus der Tabelle 1 zu ent-nehmen. Sie ergeben sich aus den Angaben im Text und aus der Auswertung der abgebildeten Kurven.

Das Ergebnis ist eindeutig: rasche Hilfe ist mehr als viermal billiger als verzögerte Hilfe. Die Höhe der geforderten Hilfe übersteigt aber alle bisher akzeptierten Maße in allen drei Szenarios und dürfte politisch nicht durchsetzbar sein, selbst wenn keine Stagflation herrschte. Sie beträgt ein Mehrfaches dessen, was heute geleistet wird.

Die ganze Rechnung ist von fragwürdigem Wert. Die Autoren geben das ausdrücklich zu. Das Bruttosozialprodukt ist ein zweifelhafter Maßstab, um die Entwicklung und den Wohl-stand zu messen. Aber ein besserer existiert nicht. Vor allem aber bewegt sich die ganze Überlegung ausschließlich inner-

halb der demographischen und wirtschaftlichen Ebene. Wozu aber der riesige Aufwand eines Mehrebenen-Modells, wenn es dann doch nicht als Ganzes eingesetzt wird?

Drei Fragen vor allem drängen sich auf:

Erstens: Können die Entwicklungsländer (im folgenden E-Länder genannt) eine solch massive Kapitalinjektion überhaupt sinnvoll verwenden? Ist eine Industrialisierung im brasiliani-schen Tempo ohne schwere Störung der ökologischen und gesellschaftlichen Strukturen durchführbar? Brasilien hat sein BSP in den letzten 10 Jahren mehr als verdoppelt. Der Gegen-satz zwischen dem Süden und dem Nordosten hat sich aber verschärft, und die Landflucht hat unbeherrschbare Propor-tionen angenommen.

Zweitens: Ist eine Entwicklung nach dem Vorbild der Indu-

strieländer (im folgenden I-Länder genannt) überhaupt wünschenswert? Die Frage wurde bisher meist stillschweigend bejaht, von den Verantwortlichen der I-Länder (Export der eigenen Investitionsgüter) wie von den Führern der E-Länder (u. a. Prestige). Heute melden sich Zweifel immer deutlicher. Man beginnt einzusehen, daß es darauf ankäme, arbeitsintensive, nicht kapitalintensive Arbeitsplätze in den Städten, aber auch auf dem Lande zu schaffen, um das Heer der Arbeitslosen und der Unterbeschäftigten wenigstens nicht noch mehr answellen zu lassen und die Landflucht zu bremsen. Das verlangt eine nicht auf höchste Produktivität getrimmte «intermediäre Technik», die noch nicht (oder nicht mehr) existiert und in den E-Ländern selber geschaffen werden müßte. Dann aber werden die Exportaussichten der I-Länder für ihre Investitionsgüter abnehmen. Gleichzeitig sollten diese Länder ihre Märkte für die mit der «intermediären Technik» hergestellten Gebrauchsgüter öffnen. Beides wird die Vollbeschäftigung in den I-Ländern in Frage stellen, ebenso eine weitere Steigerung des Pro-Kopf-Einkommens. Kann man die drohende Arbeitslosigkeit durch radikale Arbeitszeitverkürzung auffangen? Werden dann arbeitsintensive Dienstleistungen (Post, Spitäler, Unterricht und Erziehung) nicht vollends unwirtschaftlich? Müßte man nicht die aufgeblähte Produktivität wieder senken und damit natürlich auch das Pro-Kopf-Einkommen, um dadurch bei gleichem Produktionsvolumen mehr Arbeitsplätze zu schaffen? Es käme im Verlaufe der Zeit eine gegenseitige Annäherung der heute so verschiedenen Regionen zustande, nicht nur bezüglich des Einkommensniveaus, sondern auch der wirtschaftlichen Struktur.

Drittens: Ist eine Entwicklung, wie sie abstrakt und rein monetär eben beschrieben wurde, überhaupt noch möglich? Wo sollen denn die Rohstoffe für die Güter und die Energie für die immer zahlreicheren Dienstleistungen herkommen, die man mit dem vielen, durch Inflation nicht entwerteten Geld kaufen kann? Der Computer hätte darauf vermutlich am ehesten eine Antwort geben können, hätte man weitere Ebenen (nämlich die unteren) miteinbezogen. Die Antwort wäre so gut wie sicher vernichtend negativ ausgefallen.

Die Versuchsläufe des MIT-Computers ergaben, daß beispielsweise ein Welt-Bruttosozialprodukt von wesentlich mehr als 7000 Mia \$ (solide Dollars!) zum Zusammenbruch des Weltsystems führen müßte, es sei denn, man steckte das Geld in den Strumpf und entzöge es so dem Wirtschaftskreislauf.

Zwar wächst der Rohstoffbedarf mit steigendem Pro-Kopf-Einkommen immer langsamer, wenn das Pro-Kopf-Einkommen bereits sehr hoch ist. Der Energiebedarf wächst aber auch dann noch immer annähernd proportional. Daran werden Energiesparmaßnahmen nichts wesentlich ändern können, da auf der anderen Seite immer neue Probleme mit technischen, also energieverzehrenden Methoden angegangen werden (Umweltschutz, Recycling, Ausweitung der Dienstleistungen, Automatisierung der Produktion). Gemessen am hochgerechneten Einkommen müßte der Energiebedarf Südasiens (Region 9) im Jahre 2025 fünfmal höher sein als der Energieverbrauch Westeuropas 1970. Bis zu diesem Zeitpunkt werden aber die I-Länder die bequemste und immer noch billigste und für bestimmte Zwecke (Luftfahrt) schwerlich ersetzbare Energie in keinem vertretbaren Verhältnis zum Rest der Welt für sich aufgebraucht haben.

Eine andere ebenso sichere, billige und bequem zu handhabende Energieform wie Erdöl und Erdgas wird es kaum mehr geben. Wasserkraft (inklusive Ebbe und Flut, Erdwärme und Wind) reichen nicht im entferntesten. Nukleare Energie ist langfristig und im großen Maßstab als Hauptenergieträger fragwürdig (die Zahl der Fachleute mit dieser Meinung nimmt deutlich zu). Fusionsenergie wird dannzumal erst das Versuchsstadium erreicht haben (wenn überhaupt). Und beide Energieformen sind denkbar ungeeignet für eine Wirtschaft, basierend auf einer «intermediären Technik». Die Sonnenenergie für Industrie-

betriebe und Transportzwecke wird alles andere als billig sein (Problem der kontinuierlichen Energieversorgung).

Bedenkt man das alles, versteht man den Zorn der E-Länder auf der Bevölkerungskonferenz in Bukarest im vergangenen Sommer, ihren Unwillen, uns zuzuhören, wenn sie beobachten müssen, daß wir (allerdings auch viele ihrer Verantwortlichen und Arrivierten, wozu nicht selten die Arbeiter hochmoderner Industriebetriebe gehören) nicht im geringsten bereit sind, ein weiteres Wachstum unseres individuellen Wohlstandes und damit des Energieverbrauchs zu stoppen. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit (und wäre es auch nur vorübergehend) und der Zwang, die nächsten Wahlen zu gewinnen, hindern uns daran, das Problem auch nur ernsthaft zu diskutieren. Unsere beiden Autoren kommen (ohne Computer!) zum Schluß, daß «wenn die Entwicklungshilfe echt dazu dienen soll, den hungernden Milliarden einen Weg aus ihrer Armut heraus zu bahnen, die industrialisierten Regionen ihrer eigenen weiteren Überentwicklung Einhalt gebieten müssen». (S. 98)

Also nichts geringeres als Wachstumsstopp für die reichen Länder. Genau das, was schon zwei Jahre früher die MIT-Studie gefordert hatte unter dem beißenden Spott der meisten Ökonomen.

Das Fazit des ersten Laufes unseres Supercomputers ist also enttäuschend und zugleich alles andere als beruhigend:

► Die entworfene Entwicklung ist vom Standpunkt der I-Länder psychologisch nicht zu verwirklichen. Sie verlangt zu große Opfer.

► Sie ist vom Standpunkt der E-Länder vermutlich nicht einmal wünschenswert.

► Sie ist von der materiellen Basis her gesehen so gut wie sicher unrealisierbar.

Die Bevölkerungsexplosion

Das Bevölkerungsproblem wird gerne gewählt, um gewisse Eigenschaften bestimmter Entwicklungsvorgänge zu illustrieren, nämlich die Wirkung von Verzögerungsfaktoren (es dauert lange, bis Maßnahmen greifen) und die hohen Kosten eines Aufschubs (es lohnt sich nicht, das Problem vor sich herzuschieben).

Auch in der Analyse des Bevölkerungsproblems scheint für gewöhnlich nur eine Ebene des Computermodells zum Einsatz zu kommen, die demographische. Die meisten der 100 000 Gleichungen des Computerprogramms bleiben stumm. Die Mortalität wird zunächst auf dem heutigen Niveau festgehalten und die Fertilität nach einem a priori gewählten Programm variiert, also nicht in tatsächlicher Abhängigkeit vom Einkommen, den Ernährungsbedingungen, dem Gedrängefaktor oder von Wertvorstellungen der Bevölkerung (wie das beim MIT-Modell z. T. der Fall war). Dagegen werden regionale Unterschiede berücksichtigt, nämlich der Block der I-Länder (Region 1-5) und der Block der E-Länder (Region 6-10). So wird z. B. angenommen (ohne nähere Begründung), daß eine effektive Bevölkerungskontrolle die sog. Gleichgewichts-Fertilitätsrate in 35 Jahren erreichen könnte, worauf es mindestens noch einmal so lange dauert, bis die Bevölkerung endlich stationär wird. Im ersten Szenario setzt diese Politik 1975, im zweiten 1985 und im dritten 1995 ein. Das Resultat zeigt Tabelle 2.

Tabelle 2

	1	2	3	4
I-Länder (Region 1-5)	0,75 Mia	1,56 Mia	1,62 Mia	1,72 Mia
E-Länder (Region 6-10)	1,75 Mia	6,27 Mia	7,97 Mia	10,17 Mia
Weltbevölkerung	2,50 Mia	7,83 Mia	9,59 Mia	11,89 Mia
Bevölkerung 1950 (1) und im stationären Stadium gemäß dem ersten (2), dem zweiten (3) und dem dritten (4) Szenario.				

Eine Verzögerung der effektiven Bevölkerungskontrolle von nur 10 Jahren bedeutet, daß in der Region Süd im stationären Stadium für ebensoviele Menschen zusätzliche Arbeit und

Brot gefunden werden muß als 1950 in eben dieser Region vorhanden waren, nämlich 1,7 Mia. Bei einer Verzögerung von 20 Jahren steigt diese Zahl auf 3,9 Mia, so viele also als heute insgesamt die Erde bevölkern.

Wenn man die Bevölkerungsentwicklung unter den geschil- derten Annahmen nicht im luftleeren Raum ablaufen läßt, sondern z.B. in Abhängigkeit von der Nahrungsmittelpro- duktion der betreffenden Region, so verwandeln sich die Zahlen in eine schwer vorstellbare Tragödie. Computerbe- rechnungen haben wahrscheinlich gemacht, daß am Ende nach 50 Jahren die Gesamtbevölkerung der Region 9 (Südasiens) ohne Bevölkerungskontrolle nicht viel größer sein wird als mit einer effektiven Bevölkerungskontrolle ab 1975. Ist sie also belanglos? Natürlich nicht. Denn sie kann im Verlaufe der nächsten 50 Jahre den durch Mangel und Unterernährung bedingten Tod von 500 Mio Kindern und Jugendlichen (bis zum Alter von 15 Jahren) vermeiden. Würde man diese Menschen durch Hilfe von außen am Leben erhalten, dann würden sie die wöchentliche Zuwachsrates der neu in den Arbeitsprozeß Eintretenden im Jahre 2025 auf über eine Mio hinauftreiben, von denen vermutlich nur der kleinere Teil Arbeit finden kann.

Wie aber soll die als dringend und notwendig nachgewiesene Bevölke- rungskontrolle verwirklicht werden? Darüber schweigen die Computer, begreiflicherweise. Denn diese ist zunächst nicht so sehr eine Frage der narrensicheren Methode und der kostenlosen Mittel als vielmehr der Motivierung der Leute. Diese wird sich erst einstellen, wenn die große Masse vom bloßen Vegetieren am Existenzminimum wekommt und eine gewisse materielle Daseinsicherung möglich wird. Für die Verantwort- lichen der E-Länder hat daher (wie die Konferenz von Bukarest gezeigt hat) die wirtschaftliche Entwicklung Priorität vor Geburtenkontroll- Feldzügen.

Die wirtschaftliche Entwicklung dieser Regionen ist aber ein langwieriges Unternehmen, nicht bloß und auch nicht primär wegen der vergangenen und gegenwärtigen Ausbeutung dieser Gebiete durch die heutigen I-Länder, sondern weil die Entwicklung der E-Länder nicht nach dem Muster der I-Länder erfolgen sollte. Darüber sind sich fast alle einig, die sich mit den langfristigen Folgen der gegenwärtigen Entwicklung befaßt haben. Ein neuer Entwicklungsstil, neue Entwicklungsziele sind aber noch nicht genügend definiert und faßbar. Die damit gegebene Verzöge- rung bedeutet aber, daß wir die drohende Tragödie von 500 Mio zusätz- licher Toter nicht verhindern, wohl aber (hoffentlich) vermindern können. Auch das zweite Bild läßt uns also nicht aufatmen. Das Menetekel bleibt an der Wand.

Wettbewerb um begrenzte Rohstoffe

Es gibt auf der einen Seite Staaten, die haben fast alles, wonach sie streben, nur die Rohstoffe fehlen ihnen. Auf der anderen Seite gibt es Länder, die haben fast nichts, außer (vielleicht) Rohstoffe. Das ist eine äußerst explosive Situation. Man kann versuchen, sie zu lösen durch den Einsatz wirtschaftlicher Macht (gestern durch die I-Länder, heute durch Erdölländer), oder aber durch Kooperation. Kooperation setzt Kompromiß- bereitschaft voraus. Jeder der beiden Antagonisten nimmt bestimmte Nachteile in Kauf und verzichtet gleichzeitig auf gewisse Vorteile. Das tun sie selten aus einem geschärften Gerechtigkeitssinn heraus oder gar aus Nächstenliebe, sondern aus der Einsicht oder aus Angst, man könnte am Ende den Bogen überspannen, und die konsequente Verfolgung des eigenen Vorteils könnte sich langfristig als Bumerang erwei- sen.

Mesarović und Pestel analysieren nun einen solchen Konflikt, den aktuellen Streit zwischen Erdölproduzenten und Erdöl- konsumenten um den Erdölpreis. Sie stellen eine recht aus- gefallene Frage, die man gefühlsmäßig zum vornherein ver- neinen würde: Gibt es eine Lösung, die für alle Parteien nur Vorteile bringt?

Zum erstenmal kommt ein größerer Teil des Computerpro- gramms zum Einsatz: (fast) alle Ebenen von der Normen- und der politischen Ebene (gewünschtes Wirtschaftswachstum) bis herunter auf die geophysikalische Ebene (Größe der Erd-

ölvorräte); nur die ökologische Ebene scheint nicht mit von der Partie zu sein. Ebenso kommen alle Regionen ins Spiel, da eben alle Erdöl brauchen.

Als Maßstab für den Erfolg der gesuchten Lösung dient das BSP in den verschiedenen Regionen am Ende des Jahres 2025. Alle Angaben werden wiederum in konstanten Dollars (1963er Dollars) angegeben. Das Ergebnis ist überraschend, anti- intuitiv. Es lautet:

Erstens: Es gibt einen optimalen Preis, der für den Nahen Osten und N-Afrika (Region 7), die stellvertretend für alle Erdölproduzenten stehen, der ertragreichste ist. Dieser ertrag- reichste Preis stellt sich dann ein, wenn der Preis von 1973 (1,35 \$) jährlich um 3% solange steigt, bis er in etwa 14 Jahren das Anderthalbfache erreicht und dann auf dieser Höhe verharrt (also bei 2 \$, etwa 4 heutige \$). Dieser Preis ist opti- mal nicht nur für das BSP der Region 7, sondern auch für die Vermehrung ihres Auslandsvermögens. Ein viermal höherer Preis, wie er heute gefordert wird (5,40 \$ in konstanten Dol- lars, resp. 10-11 heutige \$), führt zu einer Senkung des um 2025 erreichbaren BSP um 12%, und zu einer Verminderung des erreichbaren Auslandsvermögens um 58%!

Zweitens: Der Erdölpreis, der für die Produzenten sich als der ertragreichste erweist, ist auch für die Konsumenten weit günstiger als der heutige Maximalpreis, was wohl jedermann einzusehen glaubt. Aber wäre der in den 60er Jahren vor- herrschende Niedrigpreis für die Konsumenten nicht noch weit vorteilhafter? Gerade nicht, meint der Computer. Denn ein Niedrigpreis stimuliert Verbrauch und Verschwendung und sabotiert den wirtschaftlichen Anreiz, andere Primär- energiequellen für den Fall zu entwickeln, daß das Erdöl schließlich doch ausgehen wird. Versiegen eines Tages die Ölquellen und lassen sich die an allen Ecken und Enden ver- muteten riesigen Erdölseen nicht finden (weil sie leider gar nicht dort sind), kommt der Katzenjammer: der Zusammen- bruch im Stil der MIT-Studie.

Die Tabelle 3 zeigt, in welchem Ausmaß der Optimalpreis für die Erdölproduzenten auch für die Konsumenten günstiger ist als ein Niedrigpreis.

Tabelle 3

	1	2	3
Westliche I-Länder (Region 1-4)	5500 Mia \$	7500 Mia \$	2,7%
Sozialistische Welt (Region 5, 10)	1900 Mia \$	6100 Mia \$	4,8%
Mittlerer Osten (Region 7)	300 Mia \$	2500 Mia \$	6,7%
Übrige Regionen (E-Länder 6, 8, 9)	1900 Mia \$	4100 Mia \$	4,1%

- 1 BSP Ende 2025 unter der Annahme eines Niedrigpreises (1,35 \$)
- 2 BSP Ende 2025 unter der Annahme des optimalen Preises für die Erdölförderländer (2 \$)
- 3 entsprechende (reale!) Wachstumsraten pro Jahr.

Was für das Erdöl demonstriert wurde, gilt in der Meinung der CH-Gruppe im Prinzip auch für jeden anderen Rohstoff. Vermöchten sich die Streithähne zum Glauben an den Com- puter aufzuraffen, wäre eine rationale Basis der Kooperation gefunden, die nur ein Irrer verwerfen könnte.

Ist nun die MIT-Apokalyptik überwunden? Es scheint so. Die Weltwirtschaft kann weiterwachsen, mit Verdoppelungs- zeiten zwischen 10 und 25 Jahren, die auch am Ende der betrachteten Periode nicht länger zu werden scheinen, da alle BSP-Kurven kontinuierlich sich nach oben biegen.

Wie aber paßt das zur Mahnung der Autoren, die I-Länder müßten ihrer Überentwicklung Einhalt gebieten und sogar eine Obergrenze für ihr Einkommen setzen, m.a.W. das Wachstum stoppen? Dieser Widerspruch läßt sich vielleicht folgendermaßen erklären:

► Erdöl ist ein Energieträger, für den es im Prinzip Ersatz gibt. Zum Beispiel Kohle, Kernenergie oder Sonnenenergie. Für viele Rohstoffe dagegen gibt es letztlich keinen Ersatz, und das wird nicht beachtet. Man kann Nickel in rostfreien Stählen nicht durch Silizium ersetzen. Und man

kann auf Niobium und Vanadium nicht verzichten, wenn es darum geht, Stähle mit möglichst geringer Neutronenabsorption für zukünftige Fusionsreaktoren herzustellen.

► Für das Erdöl wird eine Ersatzquelle postuliert, die in den nächsten 50 Jahren das schwindende Erdöl schrittweise ersetzen soll und kann. Der Computer erspart sich den Nachweis, ob es eine solche Quelle tatsächlich gibt, die im besagten Zeitraum wirtschaftlich und in genügendem Maße und ohne schwerwiegende ökologische Nachteile für alle Regionen mobilisiert werden kann, um eine Weltwirtschaft anzutreiben, deren BSP Ende 2025 20200 Mia konstanter (!) Dollars erreichen, also fast 8mal größer sein wird als heute (entsprechende jährliche Wachstumsrate gut 4%). Das bedeutet, daß die Güterproduktion annähernd ebenso stark zunehmen wird (Nachholbedarf der E-Länder), der Energiebedarf vermutlich noch erheblich stärker (Industrialisierung der E-Länder, Ausweitung des energieverzehrenden Dienstleistungssektors in den I-Ländern, Meerwasserentsalzung im großen Stil). Auf Grund von was für Daten und Voraussetzungen glaubt der Computer, daß die Erde so viel hergibt und erträgt? Ist vielleicht deswegen das Menetekel an der Wand verblaßt?

Es ist übrigens auffällig, daß die einzelnen Szenarios nicht immer miteinander korrelieren. In den Szenarios über die Entwicklungshilfe erreichen allein schon die Regionen 1 bis 4, 6 und 9 Ende 2025 ein BSP von rund 20 000 Mia \$, in den eben besprochenen Szenarios aber erst alle Regionen zusammen. Das hängt vermutlich an der Tatsache, daß immer nur ein Ausschnitt des Computerprogramms in Funktion tritt, nie aber das ganze Programm. Es sieht gerade so aus, als ob die Resultate um so «beruhigender» ausfallen, je kleiner dieser Ausschnitt ist, je weniger also der große Vorteil des Computers ausgenutzt wird, das Zusammenspiel vieler und verschiedenartiger Faktoren zu simulieren. *Paul Erbrich, Feldkirch*

Fortsetzung folgt)

Bildungshaus Bad Schönbrunn

Begegnung mit Musik und Theater
12.—13. April 1975

Theater – Brücke zum Du

mit musikalischen Gestaltungsübungen, Aussprachen und Anregungen

Leitung: **Frau Inge Borkh**, Kammersängerin
P. Niklaus Brantschen SJ

Beginn: 12. 4. um 15.00 — Schluß: 13. 4. um 16.00

Studientagung Teilhard de Chardin
18.—20. April 1975

Weltbild und Glaube

Der geistesgeschichtliche Ort Teilhard de Chardins und sein Beitrag zu einem neuen Weltbild

Leitung: **P. Richard Brüchsel SJ**

Beginn: 18. 4. um 19.00 — Schluß: 20. 4. um 13.00

Besinnliche Studientagung
26.—27. April 1975

Die Armut des Evangeliums – der Lebensstil des Christen

Ein zentrales biblisches Thema als Anruf zu einer «armen Kirche als Kirche der Armen»

Leitung: **Dr. P. Fridolin Marxer SJ**

Beginn: 26. 4. um 16.00 — Schluß: 27. 4. um 16.00

Anmeldungen an die Direktion von Bad Schönbrunn,
6311 Edlibach (Tel. 042 52 16 44)

Wozu tagte das Jesuitenparlament?

Haben die Jesuiten auf ihrem «Kleinen Konzil» in Rom nur wie in einem kurzen Traum «Demokratie» geübt, um jäh in der Realität einer «absoluten Monarchie» zu erwachen? Oder sind sie, gestern noch «Elitetruppe», über Nacht zu «Meuturern» geworden, und hat sie ein Wort des Papstes ebenso schnell wieder «auf Vordermann» gebracht? Oder waren sie der «Spaltung» nahe, verfielen der Selbstzerfleischung und sind «blessiert» aus einer Schlacht gekommen, bei der es nur um die eigenen «Strukturen» ging?

Solche Fragen mußte sich in den letzten Tagen und Wochen nicht nur der Leser einer mit Schlagzeilen operierenden Boulevardpresse stellen. Das Vokabular und die stereotypen Vorstellungen, aus denen es sich nährt und die es bestärkt, begegneten auch in angesehenen Wochenzeitungen und Monatsheften, ja selbst in katholischen Zeitungen. Zum Beispiel in folgenden Überschriften: «Die Jesuiten begehren gegen den Papst auf» (Haupttitel: Werden die Treuesten untreu?)¹ – «Die Jesuiten verweigern den Gehorsam» (Haupttitel: Unordnung im Orden)² – «Kleine jesuitische Revolution» (Haupttitel: «Weißer» gegen «schwarzen» Papst)³. Und so fort bzw. zurück bis zur Titelseite eines deutschen «Gesellschaftsmagazins», das sich «Esprit» nennt und das publizistische Konzert mit folgender Fanfare eröffnete: «Ledernacken des Papstes im Aufstand» – «Die Genossen proben den Untergang».

Zur Ehre der Zunft muß allerdings wieder einmal daran erinnert werden, daß Journalisten und Berichterstatter oft wenig oder gar keinen Einfluß auf die Titelgestaltung ihrer Produkte haben und daß die aufmerksame Lektüre ihrer Beiträge nicht selten die Überschriften Lügen straft. In unserem Fall läßt sich aber die Aufbauschung der Titel wohl auch durch die Dürftigkeit der *Information* erklären, die den Korrespondenten zur Verfügung stand.⁴ Dabei wäre erst noch zu untersuchen, wie weit diese Information an einem Jargon litt, der nur für *Insider*⁵ verständlich war, Außenstehende aber kaum erhellen oder gar von jenen Clichévorstellungen abbringen konnte, die zu bestätigen und/oder zu kontrastieren dann erst recht beim Texten der Schlagzeilen sozusagen zum Metier gehört.

Was war nun aber wirklich diese Jesuitenversammlung: welche Stellung und Aufgabe hat sie aufgrund der Ordensverfassung, was setzte sie sich diesmal zum Ziel und worum wurde in ihr gerungen?

Gesetzgebende Versammlung

Die «Generalkongregation» – so heißt der offizielle Name – ist das, was andere Orden das *Generalkapitel* nennen. Bei den Jesuiten findet es nicht in festgesetzten zeitlichen Abständen statt, sondern nur wenn es entweder den Generalobern zu

¹ Die Zeit, Hamburg, vom 7. März 1975.

² Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt (ev.) vom 16. März. Die beiden Überschriften waren durch eine Karikatur zum Thema Demokratie (und Heiliger Stuhl) ergänzt.

³ Ostschweiz (mit Kopfblättern NZN usw., kath.) vom 15. März. Hier ist nicht nur der Titel, sondern der ganze Korrespondentenbericht auf das Motiv schwarz/weiß gestimmt.

⁴ Von den übrigen Presseinformationen, auch denen der KNA/Kipa, hob sich in Mitteleuropa «Le Monde» durch wiederholte eingehende und verständliche Berichte ihres Korrespondenten Robert Solé ab. Man kann sich fragen, wie weit dies nur am einmaligen «Phänomen» der Pariser Zeitung oder auch an einer Informationspolitik liegt, von der man sagen müßte, daß sie in vergleichbarer Form für den deutschen Sprachraum gefehlt hat.

⁵ Den Journalisten und Agenturen (z.B. KNA/Kipa/Kathpress) wurde mindestens teilweise dasselbe Bulletin zur Verfügung gestellt, das für die Ordenshäuser in aller Welt durch ein besonderes Komitee redigiert wurde. Wie wenig die meisten Korrespondenten in der Lage waren, die ordensinternen Fachausdrücke für ihre Leser zu «übersetzen», läßt sich an der Wiedergabe der Bezeichnung «Professen» zeigen. Das Wort stammt von der kirchenrechtlichen Bezeichnung der feierlichen (öffentlichen) Gelübde als «Profeß»: mehrere deutsche Korrespondenten schrieben statt dessen laufend von «Professoren».

wählen gilt («ordentliche» GK) oder wenn sich Änderungen an den Satzungen aufdrängen und Entscheidungen anstehen, die der Generalobere und sein Stab nicht allein fällen wollen oder können («außerordentliche» GK). Dieser zweite Fall traf für die jüngste, in der Geschichte des Ordens die *zweihund-dreißigste Generalkongregation* zu. Sie wurde von dem im letzten Konzilsjahr (1965) gewählten Generalobern *Pedro Arrupe* einberufen und dauerte drei Monate (2. Dezember 1974. bis 9. März 1975).

Die Generalkongregation ist die gesetzgebende Versammlung des Ordens, das heißt sie kann neue Beschlüsse mit Gesetzeskraft erlassen, daneben aber auch mit «Empfehlungen» an den Generalobern wirksam werden und früher erlassene Bestimmungen neu bekräftigen (einschränken, urgieren). Das *demokratische Element*, für das die Orden seit Jahrhunderten Modelle entwickelt haben, besteht bei der Generalkongregation erstens in der Wahl der Delegierten durch die (ihrerseits gewählten) «Provinzkongregationen», zweitens in der Verpflichtung, auf die von denselben regionalen Gremien aus aller Welt eingebrachten Postulate der «Basis» einzugehen. Im Gegensatz zu einem Konzil oder gar zur Weltsynode der Bischöfe, wo sowohl die Bestimmung des Themas (Traktanden) wie die Geschäftsordnung in der juristischen Vollmacht des Papstes liegt, ist die Generalkongregation im Sinne der Gewaltentrennung autonom: sie wird zwar vom Generalobern präsiert, doch ist sie ihm als gesetzgebende Versammlung übergeordnet. Aus dem Munde von Pedro Arrupe war denn auch schon in der Vorbereitung öfters das Wort zu hören, die Generalkongregation sei sein «Vorgesetzter».

So ungezwungen das klingen mochte, so ernst, ja genau nahm es P. Arrupe mit dieser seiner Unterordnung. Er bewies besondere Zurückhaltung, als es in den ersten zwei Wochen darum ging, eine Liste von *Prioritäten* aufzustellen. Obwohl oder gerade weil die Vorbereitung diesmal sehr lange und unter relativ weitgestreuter Mitwirkung der Provinzen (mit Gesprächsgruppen an der Basis usw.) gedauert hatte, machte diese Arbeit Mühe: die Flut von Anregungen und Postulaten war wohl von vorbereitenden Gremien gesichtet und geordnet worden, doch der Entscheid, welche Themenkreise vordringlich und wozu entsprechende Sachkommissionen zu bilden seien, stand der Versammlung zu. Die einzelnen Delegierten, die mitten aus ihrer vielfältigen Arbeit irgendwo in der Welt kamen, mußten sich zuerst einarbeiten und einen Berg von «Rohmaterial» bewältigen. Das viele «Papier», gegen das, wie an unseren Synoden in Deutschland und der Schweiz, auch hier manche wetterten, nahm im Verlauf der Versammlung nicht ab, sondern noch zu, und auch das schriftliche Ergebnis in der Form von *fünfzehn Dokumenten* wird, einmal veröffentlicht, ein ganzes «Buch» sein.

Geistliche Gemeinschaft

Lassen sich zur Kennzeichnung der Vollmacht und Stellung der Generalkongregation sowohl weltliche Parallelen zu einem Parlament, wie kirchliche zu Synoden und Konzilien ziehen: ihre Eigenart und ihr Selbstverständnis ist neuerdings, seit dem Zweiten Vatikanum und unter dem jetzigen Generalobern, wieder stärker an den *Ursprüngen* des Ordens orientiert, nämlich an der «gemeinsamen Beratung» (*deliberatio communitaria*) der «ersten Väter», das heißt an der Art, wie Ignatius und seine Gefährten *gemeinschaftlich* nach dem Willen Gottes für ihr künftiges Tun und Sein fragten und so die Grundzüge der Ordensverfassung entwarfen. Pedro Arrupe ist der Gedanke teuer, daß die in den ignatianischen Exerzitien geübte Praxis der «Unterscheidung» (innerer Strebungen, Stimmungen, und Absichten) auch kommunal angewandt werden soll⁶, was naturgemäß eher in kleinen Gruppen möglich ist. Solche wurden denn auch auf zweierlei Ebenen (Regionen und Sprachen) gebildet, um die Arbeit und Berichte der Sachkommissionen zu erwägen, bevor sie im Plenum zur Sprache kamen. In diesem Sinn näherte sich der Meinungsbildungsprozeß offenbar eher den Formen der *Selbsterfahrung* als der De-

Die vieldiskutierten Referate der Zürcher Tagung
«Braucht die Kirche einen Papst?»:

H. Stirnimann / L. Vischer

Papsttum und Petrusdienst

Mit weiteren Beiträgen von G. Gassmann, H. Meyer, D. Papandreou, K. Stalder, A. Stoecklin und Dokumenten.

147 S., sFr. 16.10, DM 13.50

O. Lembeck Verlag, Frankfurt a. M.
J. Knecht Verlag, Frankfurt a. M.

batte, was mindestens in dem Maße sinnvoll war, als es die Jesuiten wie andere Verbände seit den Umbrüchen des Konzils nötig finden, auf die Suche nach der vielbeschworbenen «Identität» zu gehen. Zwei grundlegende Dokumente sind der Niederschlag dieser Suche: Das eine, im Original englisch und im Kontext der säkularen Gesellschaft verfaßt, trägt den Titel *Jesuits today* (Jesuiten heute); das andere, im Jargon der Versammlung das «Superpapier» genannt, entwickelt Kriterien und Orientierungen für die Wirksamkeit des Ordens und ist im französischen Original mit *Notre mission aujourd'hui* (Unser Auftrag heute) überschrieben. 50 Seiten! Was immer nun im einzelnen in diesen Dokumenten stehen mag – von Teilnehmern ist zu hören, der Vorgang sei mehr als das Ergebnis, und wichtiger als der schriftliche Niederschlag sei der erfahrene Prozeß bis hin zum *Konsens* gewesen.

Diese Überzeugung vertraten von Anfang an vor allem Asiaten und Afrikaner: Sie wollten im Vollzug das *Modell* einer «internationalen Kommunität» entwickeln. Am Ende pflichteten offenbar auch Mitteleuropäer bei. Als Zeuge diene ein Kirchenrechtler, der zudem als gewählter Sekretär der ganzen Versammlung gewiß auf Effizienz im Sinne der Verabschiedung der Vorlagen bedacht war. Es handelt sich um den Provinzial der Niederdeutschen Ordensprovinz *Johann Günter Gerhartz* (Köln). In einem vom 12. März, drei Tage nach Abschluß der Versammlung datierten Brief an seine Mitbrüder schrieb er, «... was für mich (und für viele andere) wohl das größte Erlebnis und *Ergebnis* dieser Generalkongregation war: Das war die *Gemeinschaft* der über 230 Mitbrüder, die über drei Monate hindurch oft unter großem Streß zusammenlebten und arbeiteten, beteten und Entscheidungen fällten. Das war wirklich überzeugend und bereichernd. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen empfand ich das Verhalten der Patres in den Plenarsitzungen immer als spirituell und nüchtern, als brüderlich und offen, als gehorsam und frei. Die ganze Arbeit wurde getragen von einer grundlegenden und selbstverständlichen *geistlichen Einheit* (die z. B. auch in den sehr großen Mehrheiten bei fast allen Endabstimmungen zum Ausdruck kam) – trotz aller *Vielfalt* der Auffassungen, der Kulturen, der kirchlichen, sozialen und politischen Situationen, aus denen die einzelnen kamen.»

Auseinandersetzung mit dem Papst

Wenn nun freilich von Konsens und Gemeinschaft als «Ergebnis» gesprochen wird, so muß auch von der vorausgehenden Auseinandersetzung die Rede sein. Das obige Zeugnis beginnt nämlich mit den Worten «*In dieser Situation* zeigte sich etwas besonders deutlich ...», und mit der «*Situation*» sind ausgerechnet die Vorgänge gemeint, die in den Gazetten mit den von uns eingangs wiedergegebenen Schlagzeilen bedacht wurden: die Auseinandersetzung mit dem Papst um einen

⁶ Vgl. Orientierung 1973/9, Seite 101: Jesuiten von morgen.

speziellen Punkt wie wohl auch um eine grundlegendere Dynamik der nachkonziliaren Ordensform. Der spezielle Punkt betrifft die mögliche weitgehende Gleichstellung aller Ordensmitglieder (Gewährung der vier feierlichen Gelübde an Nichtpriester); die damit verbundene grundlegendere Frage betrifft die Einstellung zum «Ursprungscharisma»⁷ des Ordens und seine Institutionalisierung in Dokumenten «päpstlichen Rechts».

Die Empfehlung des Konzils, Unterschiede unter den Ordensmitgliedern abzubauen, soweit sie nicht durch die Verschiedenheit der Arbeiten gefordert werden⁸, zielt vor allem auf die Integrierung der sogenannten Laienbrüder (bzw. in Frauenorden Laienschwestern) in das volle Leben der Gemeinschaft ab. Auch bei den Jesuiten gibt es neben den Priestern *Laien*, und zwar nicht nur solche in handwerklichen und Dienstleistungsberufen, wie es früher die Regel war, sondern auch solche mit höherer technischer und akademischer Ausbildung. Man findet sie an großen Kollegien oder gar Universitäten in verantwortlicher Stellung. Aber in der internen rechtlichen Ordensstruktur gingen ihnen bisher die «gleichen Rechte und Pflichten» ab, die nach dem Konzilstext («abgesehen von denen, die sich aus den heiligen Weihen ergeben») für Laien gleichermaßen wie für Kleriker in den Männerorden nahegelegt sind. Schon die 31. Generalkongregation hat zwar in dieser Richtung Schritte getan und die jüngste ging noch weiter und hat das aktive und passive Wahlrecht auf Provinzebene allen Mitgliedern, die fünf, bzw. acht Jahre im Orden sind, unabhängig von der Priesterweihe zugänglich gemacht.

Eine Besonderheit des Jesuitenordens besteht aber darin, daß nur ein Teil der Mitglieder *feierliche* (d. h. öffentliche) *Gelübde* ablegt, und zwar die drei allen Orden gemeinsamen sowie das sogenannte «vierte», das speziell zur Übernahme von «Aufträgen» des Papstes verpflichtet.⁹ Diese Unterschiede aufzuheben oder mindestens abzubauen forderte eine große Zahl von Postulaten aus den Provinzen, worüber der Generalobere den Papst vorsorglich schon im November informierte. Als nun die Versammlung begann, erhielt sie gleich einen doppelten Hinweis, daß es mit einer päpstlichen Zustimmung mindestens «große Schwierigkeiten» haben werde.¹⁰ Aber den Ernst der Warnung vermochte die Mehrzahl der Delegierten, zumal aus Übersee, nicht abzuschätzen: sie war mit dem römischen «Parkett» völlig unvertraut. Ja selbst eingefleischte «Römer» unter den Mitgliedern meinten, diskutieren und die eigenen Gründe darlegen¹¹ dürfe man immer noch, zumal satzungsgemäß zunächst einmal die strenge und eindeutige Pflicht bestand, auf die Postulate einzugehen. Eine Kommission erarbeitete nun eine Liste von Alternativen und legte sie zur Erleichterung ihrer Arbeit dem Plenum zur *Indikativabstimmung* vor. Überraschenderweise gewann die am weitestgehende Lösung mehr als zwei Drittel Ja-Stimmen. Dadurch verschärfte sich die Situation. Ohne Zweidrittelmehrheit wäre dieser Punkt schon ordensintern abgeschrieben gewesen. Obwohl das Abstimmungsergebnis nur indikativ war, wurde es sofort dem Papst mitgeteilt, der einen Bericht über die Schritte und Gründe, die dazu führten, verlangte. Am 15. Februar teilte der

⁷ Vgl. Orientierung 1974/3, Seite 27–29: Gotteswirken und Eigenwirken.

⁸ Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens Nr. 15.

⁹ Nicht dieses Gelübde als solches war somit direkter Gegenstand der Auseinandersetzung mit dem Papst. Wohl aber forderten Postulate der Provinzen eine klärende Deutung des (begrenzten) Inhalts dieser besonderen Verpflichtung. Die damit betraute Kommission kam in ihrer Arbeit aber nur bis zu einem ersten Bericht, und das Plenum verzichtete auf die Weiterverfolgung des Themas.

¹⁰ Dieser Ausdruck findet sich in einem an den Generaloberen gerichteten Brief von Kardinal Staatssekretär Villot vom 3. Dezember mit deutlichem Hinweis auf den umstrittenen Punkt der Gelübde. Die Mahnungen des Papstes bei der Eröffnungsaudienz am Tag zuvor waren allgemeiner auf die verbrieft Wesenseigenart des Ordens bezogen.

¹¹ Nach der Gehorsamsauffassung der Ordenssatzungen ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten, dem Vorgesetzten Gründe mitzuteilen, die gegen seinen Entscheid sprechen – immer mit der Bereitschaft, diesen trotzdem anzunehmen. In diesem Fall ging es aber zunächst darum zu testen, was man selber als Körperschaft genauerhin wünsche, bevor man formell beim Papst um die Zustimmung angehen wollte.

Papst in einem Brief an die Generalkongregation seine Bestätigung und Besorgnis über das Vorgehen der Kongregation mit und erklärte unmißverständlich sein Veto gegenüber der Ausdehnung der vier feierlichen Gelübde. Zugleich erbat er sich die Vorlage aller Dokumente zur Billigung vor ihrer Promulgation und Veröffentlichung. Die Generalkongregation gehorchte ohne weitere Diskussion.

Die Gründe für das päpstliche Veto lassen sich nach dem Brief von Gerhartz, dem wir hier folgen, etwa so angeben: Der Papst sieht den «priesterlichen Charakter» des Jesuitenordens gefährdet und er wehrt sich für das «institutionalisierte Charisma», das heißt für die Eigenart des Ordens, wie sie in zwei päpstlich beglaubigten «*Formulae Instituti*» (Urverfassung, Grundgesetz) von 1540 und 1550 dargelegt ist. Ausdrücklich erklärte Paul VI. noch in einer zum Abschluß der Versammlung an den Generaloberen und seine Assistenten gerichteten Ansprache, daß er sich als Garant zur Wahrung der Eigenart des Ordens verstehe. Von dieser grundsätzlichen Auffassung lassen sich auch noch weitere Sorgen und Mahnungen herleiten, die der Papst im Verlauf der drei Monate oder schon vorher gegenüber Pater Arrupe äußerte, wobei er öfters von möglichen Auswirkungen auf andere Orden und auf die ganze Kirche sprach.

Grundlegende Option für die Gerechtigkeit

Im Blick auf diese größere Dimension der ganzen Kirche gewinnen in der Tat andere Auseinandersetzungen auf der Jesuitenversammlung viel mehr Gewicht als der spezielle Punkt der Gelübde. Gerungen wurde vor allem um eine Neuorientierung des Apostolats in der heutigen Welt, und zwar um den Platz, den das *Engagement für die Gerechtigkeit* (promotio iustitiae) darin einnehmen soll. Das Thema «Gerechtigkeit» geriet schon aufgrund der eingegangenen Postulate zusammen mit den «Kriterien des Apostolats» zuoberst auf die Prioritätenliste, und beide Themen wurden nach anfänglich getrennter Kommissionsbehandlung schließlich in das gleiche «Superpapier» verpackt.

Umstritten war nicht, daß sich die Jesuiten «auch» für soziale Gerechtigkeit einsetzen sollen, und die eigentliche Diskussion ging nicht darum, wie weit ein solcher Einsatz allenfalls gehen und in welchen Formen er sich abspielen könne und solle (man denke an Jesuiten im amerikanischen Kongreß, an Daniel Berrigan in Catonsville usw.): Die Streitfrage war, inwiefern es sich hier um eine *grundlegende Option* und eine durchgehende Aufgabe handelt, die innerlich mit zur Evangelisation gehört und *jedes* apostolische Wirken (zum Beispiel auch die vielen vom Orden geführten Schulen) mitbringen muß. Gegen die Idee einer grundlegenden Option erhob sich zunächst Widerstand, sei es, daß man Ideologie witterte, sei es, daß man sich einfach vom Elan, mit dem einzelne Asiaten oder Afrikaner ihre Sache vortrugen, überfahren fühlte. Bei manchen Mitteleuropäern machte sich schon zum vornherein Angst vor der Dynamik der Lateinamerikaner bemerkbar. Obwohl die Fronten quer durch die Delegationen der Kontinente und Regionen verliefen, zeigte sich, ähnlich wie an der Bischofssynode vom letzten Herbst, wie provinziell etwa der germanische Raum plötzlich dastehen kann, ja, wie ganz Europa nur noch wie ein «barocker Balkon» am Gebäude der Welt wirkt.

Aber allmählich setzte ein Lernprozeß ein. So mochten Delegierte aus Ostblockstaaten zunächst schockiert sein, im kirchlich ordensinternen Raum unverhofft ähnlich klingende Vokabeln zu hören, wie sie ihnen von den abgedroschenen Parolen kommunistischer Propaganda bis zum Überdruß vertraut waren. Nach einiger Zeit ging manchem auf, daß von Ungerechtigkeiten die Rede war, an denen wir als Christen mitbeteiligt sind und daß zwischen Ungerechtigkeit und Unglaube ein Zusammenhang besteht. Andererseits wurde zumal innerhalb der Kommission und in den Gruppen mehr und mehr differenziert, und es kamen auch jene zum Zug, die den Begriff «Gerechtigkeit» im theologischen Sinn von umfassendem «Heil» verstehen wollten. So wurde der Text schließlich auch für anfängliche Gegner akzeptabel. Mit dem Grundanliegen der Soli-

darisierung mit den Armen und Unterdrückten, das sie im Kontext von Apostolat und Evangelisation mit Mißtrauen verfolgten, waren sie übrigens ohne weiteres einverstanden, wo es um die existentielle und pragmatische Orientierung der evangelischen «Armut» ging. Hier gab es bei einer Abstimmung sogar 95 Prozent Ja-Stimmen, obwohl die Bezeichnung «Armut» Schwierigkeiten machte: die einen wollten sie durch nüchterne realistische Worte wie «Gütergemeinschaft» usw. ersetzen, andere sie als «Appell» beibehalten.

Inkulturation und Pluralismus

In diesen wie anderen Fragen spielte die weiter oben erwähnte Vielfalt der Situationen, in denen die Jesuiten wirken, eine große Rolle, und so drängte sich auch – nochmals eine Parallele zur Bischofssynode! – das Thema der «Inkulturation» vor. Man widmete ihm schließlich ein eigenes Dokument, und auch Pedro Arrupe kam in seiner Schlußansprache darauf zu sprechen.

Er lud alle Jesuiten ein, zu ihrer innerlichen Bereicherung derselben gemeinsamen *Glaubenserfahrung* teilhaftig zu werden, welche die Generalkongregation unter Anwendung der im Orden traditionellen Methoden gemacht habe. Dann fuhr er fort: «Gerade heute ist das nötig, da unser Lebensstil und die Arbeit, die von uns im Dienst am Evangelium gefordert wird, vom Pluralismus geprägt sind. Eine nennenswerte Erfahrung dieser Generalkongregation war noch der wesentliche Beitrag von Mitgliedern aus den «jüngeren» Teilen der Welt, aus Afrika und Asien. Wir erfahren so nicht nur unmittelbar, was «Inkulturation» bedeutet, sondern auch, daß sich das ignatianische Charisma voll und ganz in jedweder Kultur inkarnieren kann.»

Beachtenswert ist hier noch einmal die Bejahung der Spannung von Pluralismus und vertiefter Gemeinschaft. Im Aushalten von Spannungen und so auch in der «Konfliktbewältigung»¹² haben die Jesuiten samt ihrem Generalobern eine Erfahrung gemacht, die mehr wiegt als ganze Tonnen von Papier. Und nicht das mindeste ist vielleicht in solcher Lage, daß sie in einer letzten Abstimmung – als «Einführung» zu dem, was sie der Nachwelt hinterlassen – die frühere Versammlung am Ende des Konzils, sowie das «Leben» und die «Erfahrung» des Ordens zwischen den zwei Kongregationen «bestätigt» haben. Der Impuls zum Experiment wurde durchgehalten. Es wurde nichts zurückgenommen.

Ludwig Käufmann

¹² Das Postulat, in den Orden Modelle zur Konfliktbewältigung (z. B. bei Lehrverfahren) zu entwickeln, das wir in dieser Zeitschrift wiederholt vorgebracht haben (1973, Nr. 23/24, Seite 270; 1974/22, Seite 238/9; 1975/1, Seite 3 f.) gelangte immerhin in der oben (Anm. 9) erwähnten Kommission zur Behandlung und läßt sich auch ohne Generalkapitel weiter verfolgen.

Evangelikaler Hierarch in Canterbury

Fakten setzen und symbolische Gesten tun ist für die gegenseitige Annäherung der Kirchen im Bewußtsein des Volkes (bzw. der «Kirchenvölker») wohl von tieferer Wirkung als der theologische Dialog, dem nur wenige folgen können. Was letzterer zwischen Katholiken und *Anglikanern* in der Frage des *Amtes* neuerdings an Konsens erbracht hat, wurde in der Orientierung (Nr. 1 vom 15. Januar, Seite 7 ff: Die Canterbury-Erklärung über Amt und Weihe) bereits eingehend gewürdigt. Inzwischen ist aber etwas geschehen, das als symbolische, wenn nicht de-facto Anerkennung eines Anspruches auf «Sukzession» zu deuten – nach einem Leitartikel des angesehenen katholischen Wochenblattes «The Tablet» – nicht unbedingt vermessen ist: Am 24. Januar, gegen Ende der Weltgebetswoche für die Einheit der Christen, ist erstmals seit der Reformation ein neuer Erzbischof von Canterbury unter Repräsentanz der römisch-katholischen Hierarchie inthroni-

siert worden. Die Repräsentanz ging ein gut Stück über den Gestus bloßer Höflichkeit hinaus; Kardinal *Marty*, Erzbischof von Paris, und Kardinal *Suenens*, Erzbischof von Mecheln/Brüssel, vertraten die Nachbarkirchen des europäischen Kontinent, Kardinal *Willebrands* war als Präsident des römischen Einheitssekretariates zugegen, der Apostolische Delegat, Erzbischof *Heim*, repräsentierte den Papst, und in der Person des Erzbischofs *Cowderoy* von Southwark ließ sich der durch ärztliches Verbot verhinderte Erzbischof von Westminster, Kardinal *Heenan*, vertreten, der die einheimische katholische Hierarchie verkörpert.

Mit der feierlichen Inthronisation setzte die Kirche von England, die Papst Paul VI. «unsere Schwesterkirche» genannt hat, den neuen Amtsträger in den «realen, aktuellen und körperlichen Besitz» des Erzbistums von Canterbury und machte ihn zum Primas von ganz England und zum geistlichen Oberhaupt von rund 65 Millionen Anhängern der Anglikanischen Gemeinschaft: all dies aufgrund der Vollmacht, die der Erzbischof von Canterbury vom ersten Inhaber dieses Bischofsstuhles, dem heiligen *Augustin*, herleitet. Dessen – nunmehr hundertster – Nachfolger in direkter Sukzession zu sein, ist der Anspruch, der durch das Zeremoniell der Inthronisation bekräftigt wird.

Aber *wer* ist dieser hundertste Nachfolger? Was für ein Mann steckt unter der Mitra? Denn von Persönlichkeiten, nicht nur von Symbolfiguren und -handlungen, hängt die Wahrnehmung des oekumenischen Anliegens ab. Unser Mitarbeiter in Oxford, Dr. Peter Hebblethwaite, porträtiert im folgenden den neuen Erzbischof. Er ist 64 Jahre alt und heißt Dr. *Donald Coggan*. (Red.)

DIE BIOGRAPHISCHEN Daten des neuen Erzbischofs sind nicht außergewöhnlich. Dr. Coggan entstammt einer Familie der Mittelklasse, studierte orientalische Sprachen in Cambridge und lehrte sie in Manchester, während er noch Laie war. Nach einer kurzen Periode in einer Londoner Arbeiterpfarre wurde er Professor für Neues Testament am Wycliffe College in Toronto, Kanada, und kehrte später an die London School of Divinity (Theol. Fakultät) zurück. 1956 wurde er Bischof von Bradford, einer Diözese im Industriegebiet des Nordens, und 1961 Erzbischof von York, dem zweitwichtigsten Bischofssitz in der Kirche von England. Coggan gehört der evangelikalen Richtung an, und seine Ernennung vervollständigt – nach Liverpool, York und Winchester – die Besetzung der wichtigen Bischofssitze durch Evangelikale, während die Anglikatholiken zurückgedrängt worden sind.

Dr. Coggan ist stolz darauf, ein Evangelikaler genannt zu werden, aber er lehnt den Begriff «Low Church» ab, da nach seiner Meinung in der Kirche von England solche Parteibezeichnungen immer weniger Bedeutung haben. Und jedenfalls ist es verfehlt anzunehmen, daß ein Evangelikaler, weil er «protestantischer» ist, entsprechend «antikatholischer» sei. Trotzdem umgibt den neuen Erzbischof der untrügliche Hauch eines viktorianischen Evangelikalen, was sich nicht zuletzt in seinem Rednerstil zeigt. In seiner Canterbury-Predigt sagte er beispielsweise: «Wenn das Vertrauen wieder auflebt und die Gottesliebe warm wird und der Glaube hell leuchtet, dann lösen sich finanzielle Probleme gleichsam von selbst.» Niemand sonst würde so köstlich altmodische Wendungen gebrauchen. Und man begreift, weshalb anglikanische Bischöfe im neunzehnten Jahrhundert so viele Kirchenlieder zu schreiben vermochten. Aber der Hinweis auf Finanzprobleme wirft eine ernste Frage auf. Ein großer Teil des legendären Reichtums der Kirche von England besteht aus wenig rentablen Vermögenswerten, da es verboten ist, diese in profitbringendem Bier und in südafrikanischen Minen zu investieren. Dementsprechend sind die anglikanischen Priester ziemlich schlecht bezahlt.

Trotzdem appellierte Coggan an junge Männer, sich zur Priesterweihe zur Verfügung zu stellen, auch wenn er ihnen praktisch nur Blut, Schweiß und Tränen anzubieten hatte. Das Hauptthema seiner Ansprache war, daß die Kirche nach den Selbstzerfleischungen und masochistischen Schuldbekennnissen des letzten Jahrzehnts nun einen Schuß Vertrauen brauche: «Unsere radikale Krankheit», sagte er, «fordert eine radikale Kur, und die kann nur durch das Kreuz kommen.» Er beklagt den Verlust an Lebenskraft, den die Kirche erlitten habe. Solche Aufmunterung zum Selbstvertrauen ist zu begrüßen, sofern sie nicht bedeutet, daß der Forschergeist in der Kirche von England zum Erlöschen kommt. Es bestehen Anzeichen, daß das Buch von *Maurice Wiles* «The Remaking of a Christian» in der anglikanischen Welt den größten Sturm auslösen wird seit der Veröffentlichung von «Honest to God» im Jahr 1963. Wiles ist Theologieprofessor in Oxford und so wenig auf Sensation bedacht wie nur möglich; aber schon haben ihm kirchliche Zeitungen vorgeworfen, er sei ein «Deist». Es besteht die Gefahr, daß Vertrauen und Kritik als einander ausschließende Haltungen hingestellt werden.

Auf der Kanzel sprach Coggan einmal von seinem Wunsch, sich als «gewöhnlicher Mensch» unter das Volk zu mischen: «Ich würde gern von Zeit zu Zeit inkognito herumgehen. Ich erinnere mich, wie ich vor Jahren während eines Aufenthalts in Neu Delhi ein Paar alte graue Hosen und ein offenes Hemd anzog und in die Altstadt spazierte. So etwas würde ich gerne tun.» – Warum auch nicht? Vielleicht werden wir miterleben, wie Coggan, in grauen Hosen, die Entwicklung ein Stück weiterbringt.

Als Coggan Erzbischof von York war, leitete er, in Zusammenarbeit mit allen christlichen Kirchen, eine ökumenische Regionalmission, die den Namen trug «Ruf an den Norden». Sie mag anzeigen, was Coggan auch auf nationaler Ebene zu tun hofft: Sie war ein Versuch, das Christentum von der Basis her neu aufzubauen, und legte deshalb das Hauptgewicht nicht auf große Versammlungen, sondern auf kleine Gruppen, die bei sich zu Hause zusammenkamen, um miteinander über das Evangelium zu sprechen. «Die Kirche begann», sagte Coggan, «in einem gewöhnlichen Wohnzimmer.» «Sie hatte keine besonderen Gebäude», fügte er ziemlich nachdenklich bei,

wohl im Gedanken an die zahlreichen historischen Bauwerke, die unter großem Kostenaufwand erhalten werden müssen.

Moralist mit weltweiten Perspektiven

Coggan ist mehr als seinem Vorgänger Ramsey¹ daran gelegen, die Verbindung mit dem Staat aufrechtzuerhalten. Das «establishment» gibt der Kirche einen Platz im Leben der Nation. Coggans Theologie ist fundamentalistischer, und er ist weniger spontan ökumenisch, obwohl er immer gute Beziehungen mit Katholiken hatte. Er hat eine Neigung zu ernsthaftem Moralisieren, aber in der großen evangelikalen Tradition tut er es mit weltweiten Perspektiven. Er hat eine «Theologie des genug» entwickelt, wonach es ein bestimmtes Lebensniveau gibt, über das hinaus der Mensch nicht streben soll. Die Dritte Welt ist in diesen Überlegungen gegenwärtig. So sagte er in seiner Ansprache in Canterbury: «Wir müssen wachsen, bis unsere Arme um die ganze Welt herum reichen.» Das ist ein Zitat von Charles Booth, dem Gründer der Heilsarmee. Es sagt viel aus über Coggan, das er den Gründer der Heilsarmee zitierte, und noch mehr, daß er ihn anschließend mit Papst Johannes verglich.

Coggan legte seinen Eid auf das Evangelium von Canterbury ab, das nach der Überlieferung dem heiligen Augustin vom Papst geschenkt worden war.

Man versuchte, die ganze Nation an der Zeremonie zu beteiligen. Die königliche Familie war vertreten durch den Prinzen von Wales und Prinzessin Margaret. Männer mit bedeutungslos gewordenen Titeln zogen vorbei mit Schwertern in der Hand. Der Lordkanzler trug seine traditionelle Kniehose und die feinen Seidenstrümpfe. Angetan mit einem rot-goldenen Chorrock, klopfte Coggan dreimal an das Westtor und bat um Einlaß. Obwohl die Zeremonie in ihrer gegenwärtigen Form erst auf das Jahr 1928 zurückgeht, erschien sie gebührend archaisch.

Aber das Zeremoniell der Inthronisierung des hundertundersten Erzbischofs von Canterbury wies doch ein oder zwei neue Züge auf. Er wurde gesegnet von *Fausto Olang*, Erzbischof von Kenya – ein Hinweis darauf, daß die Anglikanische Gemeinschaft weltweiten Charakter hat, daß sie am schnellsten in Afrika wächst oder genauer gesagt, daß dort ihre einzige wachsende Kirche ist. *Peter Hebblethwaite*, Oxford

Übersetzt aus dem Englischen von Werner Heierle.

¹ Dr. Michael Ramsey, vgl. Orientierung 1974, Nr. 23/24, Seite 253 f.

Zur Titelseite

Die Mönchsworte stammen aus dem soeben erschienenen Bändchen *Einsam für alle* (Echter Verlag, Würzburg) vom Benediktinermönch der Abtei Maria Laach, Pater Raphael Rombach. Es sind Worte von Mönch zu Mönch, und doch sprechen sie zu uns allen. Sie seien zugleich ein *Ostergruß* an unsere Leser. Denn Mönchswisheit ist österliche Weisheit: Der Mönch sucht seine Heimat in der Wüste, damit unsere Welt nicht zur Wüste wird. Mit Christus geht er den Weg des Sterbens und Auferstehens. Sein Zeugnis ist nicht spektakulär und lärmig, denn er weiß, daß die Stille der Raum des Wortes ist: «Wo keine Stille ist, bleibt für das Wort kein Raum.» So steht er immer an der Grenze und schaut wie Mose auf dem Berg hinüber ins gelobte Land – einsam für alle.

Die Redaktion

Mut zum Leben. Antwort des Christen auf die Herausforderung der Angst. Der von uns auf der Titelseite von Nr. 5 zusammengefaßte Fastenbrief des Bischofs von Limburg ist inzwischen als Heft erschienen und erhältlich beim Verlag des Bischöflichen Ordinariates Limburg, D-6250 Limburg, Postfach 308.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 (Orientierung), Zürich – Österreich: Postscheck Wien Nr. 2390-127 (Orientierung) Zürich – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 27.— / DM 27.— / öS 185.— / Lit. 7300 / FF 50.— / US\$ 12.— / übriges Ausland: sFr. 27.— + Versandkosten.

Halbjahresabonnement: sFr. 15,50 / DM 15,50 / öS 100.— / übriges Ausland: sFr. 15,50 + Versandkosten.

Studentenabonnement: Schweiz sFr. 18.— / Ausland: DM 18.— / öS 110.— / Lit. 4500 / übrige Länder: sFr. 20.—

Gönerabonnement: sFr./DM 35.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: sFr./DM 1.70 / öS 10.—

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich